Saar-Zeitung
Der Sonntag
Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Der Pirol

Von Kurt Lütgen

Als ich ein Kind war, ist es lange Zeit mein heißester Wunsch gewesen, einen Zeisig zu besitzen. Meine Mutter meinte freilich, sie sei noch zu klein, um eine Feuerwache zu tragen, und machte mich damit für einige Tage recht bekümmert. Aber an meinem neunten Geburtstag lag der Zeisig dann doch auf dem Gabentisch — ein munig zerzaustes, aber ich darf wohl sagen: ein recht schönes Tierchen, wie es mir bis dahin noch nicht vorgekommen war.

Mein älterer Bruder, der mit die Waffe geschenkt hatte, sah mir scheinbar gar nicht zu, wie ich über den geschmissen Nüssen und den Bahnhofsgaben Zeisig fand und einen Namen für ihn suchte. Meinen Vater und Onkel Hans, der auch zum Besuch war, hatte ich ganz und gar nicht im Auge, und der Schreiber des Festtages zu meinen Füßen, besonders dann nicht, als ich ihn mit der Hand nahm, um auf die Scheibe zu schießen.

Aber dann kam der Tag, wo ich dreimal in einer Folge das Zentrum traf. Da gab mir mein Bruder lachend die Spatzenjagd frei. Bedächtig lud ich meine und entwarnte nur ebenhin: „Na, ja", als er mir nachrief, ich solle aber nicht etwa auf Singvögel schießen.

Sobald ich in den großen Dickgarten kam, schwoll ich meine Brust und versuchte mich in einem recht ausdrücklichen Jäger. Den war auch sehr nötig, denn die Spatzen hielten feinerzeit es still nie die Herre Schuß.

Was tat es, daß ich mehr Fehlschüsse als Treffer zu verzeichnen hatte und daß die Spatzenjagd, die die Mutter mir zu hohen versprach, mager ausfiel? Gleichwertiges als Ersatz erlang ich den Spott meines Bruders, einschließ vom Glanz der Abenteuer, die ich mir jugendlich entzündet und die in den Träumen der Nacht sich erregend nachsuchsfeiern.

Tief, tief im Gaudsen und Träumen aber fand ich ein, als der Pirol im Frühsommer im Garten erschien und mit seinen Liedern Ruhen die Tage zuvor Sommermittelgut zu laden begann. Selber war auch meine in dieser Zeit meine Schüsse, die Spatzen hatten eine gute Zeit, denn die Fehlschüssen begannen schon seltener zu werden und ich traf, wer die zerzerstreuten sollte, lag still im Gras, den Zeisig aber schon und wartete laufend auf den Pirol des Nestes.

Ich war sehr glücklich Tag um Tag damals und ich weiß nicht, wie ich mich, wenn ich schweigsam und eitlen zu durchleben. Wohl hatte ich es schon oft und schmerzlich erfahren, daß die Einzelfreuden für meine tiefinnersten Erlebnisse nur ein Kopfschütteln als Antwort hatten, daß sie nur so noch sind, der Pferdejunge unseres Hofes, Fritz Leibig, meinen Freund, der mir mit seinen Erlebnissen nicht haben, denn er war selbst noch ein halbes Kind. Er wußte die glühenden, die wenig problematischen Schilderungen meiner Jugenderlebnisse über sich ergehen lassen. Er langten ich er mit Rad, daß ich ein Knirps neben ihm — eine Waffe hatte.

„Ich mich auch mal schießen", bettelte er.

„Daß", antwortete ich überlegen, „da kannst ja nicht mal treffen!"

„Dann brauch's ja nicht", schmeichelte er.

Der kleine Liebling Foto: Dr. Lysegrö

Mein Bruder hatte mir zwar verboten, den Teichrig einem anderen zu überlassen. Aber — lagte ich mir schließlich — Fritz war mein bester Freund, und der Bruder brauchte es ja nicht zu sehen.

Mit verabredeter, uns während des Sonntagsstillgangen der Erwachsenen zu Schießübungen zu treffen. Zu dieser Zeit pflegten wir uns dann auch am Scheibenstand hinter der Scheune ein. Ich schob gewehr, und da ich mich zusammennahm, um mit keine Blöße zu geben, traf ich gut. Der ungeübte Fritz aber selbst bei den ersten Schüssen sogar die Scheibe. Spottend tangte ich um ihn herum, denn das war mir nie passiert.

Da tauchte es über uns in einem der höchsten alten Pflaumenbäume, die an der Scheune standen. Ein größerer Vogel schien dort umzuflattern.

Fritz, erbost über seine Fehlschüsse und meinen Spott, blickte mit hohem Gesicht zum Baum auf. „Nun paß auf, wie ich treffen kann", sagte er, und ehe ich es hindern konnte, hatte er die Waffe gegen die Baumkrone gerichtet und abgedrückt.

Ein häßlich krächzender Laut antwortete den Schuß. Taumelnden Flatterns wurde im Gezweig laut. Ein Vogelleib schlug klatschend auf den Boden und verzuckte seinen letzten Lebenskrampf. Der Pirol lag tot vor meinen Füßen. Nie wieder würde sein süßer Ruf sich erheben und mit Abenteuer und heißen Lüsten der vorzudenken im sommerlichen Garten.

Den ganzen Tag hindurch hielt mich eine schwere, hoffnungslose Trauer gefangen, und erst am Abend, als mich die Mutter mit bedauernder Fragen aus meinem hoffnungslosen Schweigen zwang, Worte sich meiner Lippen, die freiheschien, trostsuchenden Händen die Erlösung in einem Tränenstrom.

Wie trachten Wangen lank ich in den lieben Schlaf, in dem sich Kind und Welt kaum aus unerschöpflichen Quellen für einander erneuern.

Der Mann aus Ueberse

Von Christoph Walter Drey

„Hier ist die genaueste Liste!" sagte der Bürovorsteher und legte dem Direktor ein Blatt Papier vor. „Das Verzeichnis der Sommerfrischen, in denen unsere Angestellten ihre Ferien verbringen wollen. Es können mir bei einigermaßen Arbeitsordnung leben erreichen und garantieren."

„Ganz interessant, zu sehen, wohin die Leuchten ihre Schritte lenken. Der Freund will nach Bingen? Hat keinen falschen Geschmack! Der Bolzer nach Dreosmindel! Aber das ist ja ein Nordseebad!"

„Er hat kürzlich seinen Schulabgeroaker verlor."

„Wenn die Erholung nicht so sehr groß ist, kann er sie dort in vier Wochen investieren", Augenblicklich prüfte der Direktor die Liste. „Da allgemeinen muß man unterkommen, daß unsere Leute ihre Schuldigkeit tun. Angestellt kommen sie mit ihrem Gehalt nicht aus; dabei wollen sie, wie man sieht, zum größten Teil recht kostspielige Reisen machen!"

„Viele haben einfach darauf gepfarrt", meinte der Büroworsteher.

„Fräulein Wöhlke. Bleibt hier!" las der Direktor halblaut. „Die einzige, die nicht verreisen will."

„Sie sprach neulich davon, daß sie Besuch aus Südamerika erwarte."

Der Direktor hatte die Liste zusammen und legte sie in ein Fach seines Schreibtisches. „Ihr Fräulein Wöhlke habe ich mehrere Tiftets. Sie soll bald kommen".

Sie kam schon nach wenigen Minuten. Ihre anmutige Erscheinung, die flinken Augen und das feine Aufstreben stehen dem Vorgesetzten heute besonders auf.

Er bittierte. Sie stenographierte — deutsch, englisch — es ging alles gleich flink.

„Wann werden Sie Ihren Urlaub antreten, Fräulein Wöhlke?" erkundigte er sich, als die Arbeit getan war.

„Ich habe darüber noch nicht, da ist die Zeit bedeutungslos."

Er stellte sich überrascht.

„Sie reisen nicht —?"

„Wir bekommen Besuch aus Südamerika!"

„Einen Onkel, wie?" scherzte er.

„Nein — einen Vetter".

Sie hatte lässig wieder das Zimmer verlassen. Ihre Gedanken weilten noch immer bei dem Vetter von Uberse. Warum — mußte er selbst nicht.

Fräulein Wöhlkes Urlaub war beendet. Der Direktor hatte sie inzwischen sehr vermißt. Nun pflegte sie endlich wieder ein- am Schränken. Es unterließen keine Fehler mehr. Aber die man sich ersparen mußte. Die Sekretärin sah so wohl und erholt aus, als hätte sie ihre Ferien in der geistvollsten und bekanntschaftsreichsten Gesellschaft verlebt.

Der Vetter aus Südamerika? Vetters haben zumeilen so was Beleidigtes, Aufdringliches! Hatte sie etwa keine Zeit zur Erholungsreise?) Nein!

Das volle Büro war beendet, aber sie spezte, zu gehen.

„Ich hätte noch eine Bitte, Ihre Direktor", ich möchte auch mit Ihnen sprechen", meinte er gutgelaunt. „Ich wollte Ihnen nämlich meinen Neffen, Otto Gebeiß bis um zwei Gruppen erbitten bat".

„Herzlichen Dank!"

„Und Ihren Vetter —?"

„Sie bereitet meinen Vetter aus Südamerika, der ist für einigen Wochen zu Besuch in Deutschland und möchte für immer hier bleiben. Darf ich mir die Frage erlauben, ob er sich als Ingenieur um den Posten bewerben darf, den Sie für unser Konstruktionsbüro ausgeschrieben haben?"

Wieder blieb Vetter! Der Direktor krauste die Stirn.

„Wenn Ihr Herr Vetter den Posten erhielte, würden Sie's bald kündigen!" sagte er verdrossen. „Ist es nicht so?"

„Warum sollte ich kündigen?"

„Ja, verheiratet Meisterstück — der junge Mann kann sich an einem der nächsten Tage vorstellen".

„Mein Vetter möchte nur allein seiner Tanz wegen in Deutschland bleiben", bemerkte Fräulein Wöhlke ruhig.

„Verheiratet ist Ihr Herr Vetter?"

„Ja — er hat auch drei Kinder".

„Ihre Angehörigen? Ein Mann will Frau und drei Kinder? Dann soll er sich nur weiter drüben!" Der Direktor war so sehr in den Posten, bekannt er ihn, daß verstimmte ihn. Die Leute aus Übersee nahmen sich in seiner Vorstellungen Kreise neg, daß ihn schon fürchtete, dieser wilde aus Südamerika.

Er hatte diplomatischerweise „uns" gesagt, aber Frauenzimmer sind feinhörig. Sie vernahm das Wort „wir" sehr wohl und „ich" gemeint hatte und lächelte ernstlich.

Der Direktor war so begeisterungsvoll, daß es ihn schmilzt hinzig.

„Warum heute ich noch, daß er schon eine Frau hat. Ich habe so noch keine — aber ich möchte eine, die ich habe möchte. Sollten Sie nicht auch eine für mich wissen, Fräulein Wöhlke?"

„Darf ich sagen, daß ich wohl eine wüßte?"

„Na, Fräulein! Der Vetter aus Südamerika hat es zu verantworten! Auch, wenn ich wohl bitte, meine Frau zu wechseln, die entscheiden

Der Mann mit dem Feuermal

KRIMINALROMAN VON A. POGNER

(Schluß.

Stauffen legte zornig den Hörer hin. Aber nach einer Minute läutete es schon wieder.

„Verzeihen Sie, daß ich nochmals störe," meldete sich Wilkin. „Lassen Sie mich, bitte, zu Ende reden. Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, das aber nicht durch den Fernsprecher geschehen kann. Ich bitte Sie, kommen Sie gleich nach Wilmersdorf in die Berliner Straße Nr. 286. Eine Dame in Schwesterntracht wird vor dem Hause stehen und Sie erwarten. Mit ihr bemühen Sie sich dann in das vierte Stockwerk, woselbst ich die Ehre habe, Sie zu erwarten. Sobald Sie einmal oben sind, werden Sie . . ."

„Lassen Sie Ihre Fazen! Um mich in eine Falle zu locken, dazu bin ich zu alt und zu erfahren!"

„Ein so tüchtiger Polizeibeamter wie Sie wird niemals eine Falle fürchten. Außerdem hat er genug Mittel zur Hand, um jede Falle zu einer unschädlichen zu machen. Das wäre alles, was ich augenblicklich zu sagen hätte . . ."

Dagobert, der mit einem zweiten Hörer das Gespräch mit angehört hatte, fragte begeistert: „Du wirst doch fahren, Onkel?"

„Natürlich werde ich fahren, obwohl ich schon im voraus davon überzeugt bin, daß der Kerl uns in dem Hause Nummer 286 nicht erwarten wird, und daß die Geschichte mit der Krankenschwester nur ausgedacht ist, um uns für heute abend mit irgend etwas zu beschäftigen, damit der Kerl freie Bahn hat. Aber auf eine Niederlage mehr oder weniger kommt es jetzt gar nicht mehr an!"

„Wirst du noch andere Beamten mitnehmen?"

„Zu meiner Niederlage brauche ich keine Zeugen."

„So gehen wir also?"

„Ich habe dich zwar auch zu Hause lassen wollen. Aber meinetwegen: komm schon mit! Du kannst in der Nachbarschaft auf mich warten. Denn schließlich ist es noch gar nicht unterschrieben, daß der Kerl nur ein Glas Wein mit mir trinken will!"

Als sie dann mit dem Auto in die Berliner Straße einbogen und der Nummer 286 zusteuerten, sahen sie schon von weitem eine Krankenschwester stehen.

„Wir müssen vorsichtig sein," warnte Dagobert.

„Weshalb?"

„Diese Schwester kenne ich. Sie ging neulich vor Frau Sommers Haus an uns vorüber. Sie hatte mich so merkwürdig überlegen dabei angeblickt."

Der Kommissar konnte sich dieser Schwester nicht mehr erinnern, aber er war unzufrieden und verdrießlich, vielleicht als Vorahnung dessen, was er heute abend noch in dem genannten Hause erleben sollte.

Die Schwester machte den Herren eine Verbeugung und begrüßte sie mit einem gewinnenden Lächeln.

„Herr Wilkin ist schon oben. Er läßt bitten. Sie müssen mich nicht so durchdringend anschauen. Man lockt Sie bestimmt in keine Falle!"

Der Kommissar blickte sie noch einmal an.

„Warum verteidigen Sie sich, ehe man Sie angreift?"

Die Schwester errötete heftig.

„Ich meinte nur so."

Sie schloß die Haustür auf und trat ein.

„Wenn ich die Herren bitten dürfte. Ich möchte die Haustür gleich wieder verschließen. Bei uns ist man sehr streng darin."

Auf dem zweiten Treppenabsatz blieb sie stehen.

„Ich muß Sie darauf vorbereiten, daß Herr Wilkin nicht allein ist!"

„Das konnten wir uns schon denken."

„Es befindet sich unter anderem auch ein Schwerkranker in meiner Wohnung."

Der Kommissar lachte höhnisch.

„In Ihrer Wohnung gaben Sie Menschen einen Unterschlupf, die von der Polizei gesucht wurden?"

„Es war unrecht, Herr Kommissar, aber ich tat es trotzdem. Wenn man einen Menschen gern hat, dann kann das Gesetz doch nicht alles ausrichten."

Man erstieg nun die beiden anderen Treppen. Oben rechts war ein blitzblankes Messingschild. Darauf stand zu lesen: Berta Kühr, Krankenpflegerin.

Ehe Schwester Berta mit ihrem Schlüssel öffnen konnte, wurde die Tür von innen aufgemacht, und ein hübscher, schlanker Herr mit wunderbar großen dunklen Augen und einem leuchtenden Feuermal auf der Stirn zeigte sich im Türrahmen. Er verbeugte sich höflich vor den beiden Herren und sagte nur ein Wort: „Wilkin!"

Der Kommissar, der noch niemals im Leben einen Menschen geohrfeigt hatte, hatte sich die ganze Zeit über ausgemalt, mit welcher gesalzenen Backpfeife er diesen frechen Menschen begrüßen würde. Statt dessen vergaß er sein Vorhaben, blickte voller Staunen auf den Mann und sein gewinnendes Aeußere und verbeugte sich gegen seinen Willen.

Wilkin griff daraufhin in seine Rocktasche und hielt dem Kommissar einen Revolver hin.

„Für den Fall, daß die Herren unbewaffnet hierher gekommen sind" sagte er mit einem etwas hinterhältigen Lächeln. Dies Lächeln gab dem Kommissar seine gewohnte Festigkeit zurück. Er war auf einmal wieder ganz der gewissenhafte und strenge Polizeibeamte.

„Sie sind also der Erich Wilkin?" herrschte er den anderen an.

„Ich bin es. Und ich habe Sie hierhergebeten, Herr Kommissar, weil ich Ihnen einen Mörder und seine Helfershelfer ausliefern will. Der Mörder ist noch krank, aber immerhin schon gesund genug, um verhört zu werden. Seine Schwester und deren Ehemann sind ganz gesund und bedürfen keiner Rücksichtnahme."

Schwester Berta öffnete nun die Tür, und alle vier Personen betraten eine hübsche Diele. Dann öffnete Wilkin sehr rasch die Tür, die der Eingangstür gegenüber lag und sprach mit fester Stimme: „Wollen Sie, bitte, hier eintreten, Herr Kommissar? Hier sind die Gesuchten: der Mörder Ernst Strobel, seine Schwester und sein Schwager."

Die Ueberrumpelung war so vollständig gelungen, daß sich die drei Personen im Zimmer, die ein Auto erwarteten, um in einen Kurort zu fahren, ihrer Verhaftung nicht im geringsten widersetzten. Franke und Frau stöhnten zwar auf und versuchten irgend etwas zu sagen. Strobel aber war vollständig gebrochen. Daran war Schwester Berta schuld. Sie hatte ihn gepflegt und dem Tode entrissen, hatte ihn getröstet und vor der Verzweiflung geschützt. Er hatte schon daran gedacht, ein anderes Leben zu beginnen und alles nach Möglichkeit wieder gut zu machen, da hatte sie ihn rücksichtslos der Polizei übergeben.

Der Kommissar betrachtete den Mann, der bleich, mit verbundenem Kopfe in den Kissen lag, und fragte ihn: „Bekennen Sie sich schuldig an dem Tode Erich Weddingens und Emil Gerlachs?"

„Ja!"

„Aus welchem Grunde haben Sie den Mord an Erich Weddingen begangen?"

„Ich wollte das Paket mit den fünfzig Tausendmarkscheinen haben, das er auf der Bank abgeholt hatte, und das er für den Sohn der Frau Gerlach bestimmt hatte."

Zeichnung Kießlich M

„Aus welchem Grunde haben Sie den Mord an Erich Weddingen begangen?"

„Woher wußten Sie, daß er es zu diesem Zwecke geholt hatte?"

„Er hatte es mir selbst gesagt. Er, der immer so rüstig war, hatte vor dem Schlafengehen plötzlich Todesgedanken. Da rief er mich zu sich und sagte, daß unter seinem Kopfkissen das Paket mit den Wertscheinen läge. Sollte ihm in der Nacht etwas zustoßen, dann solle ich es den beiden Männern übergeben, die ihn am morgigen Nachmittag in „Waldfrieden" besuchen kämen."

„Wann hatten Sie den Gedanken gefaßt, ihn zu ermorden?"

„Am nächsten Morgen fühlte er sich frisch und munter. Er ließ mich wieder zu sich rufen und sagte: „Sobald ich heute diese Geldgeschichte erledigt habe, dann kommt ihr beiden an die Reihe, du und deine Schwester. Und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich euch im Zuchthaus weiß." Daraufhin beschloß ich, ihn zu töten. Vorher hatte ich nur den Gedanken, ihn durch einen blinden Schuß zu erschrecken, und ich wollte in der Aufregung, die nach dem Schuß entstünde, das Geld an mich reißen und davonlaufen. Aber nach der Drohung, die er an diesem Morgen ausstieß, fand ich, daß es besser sei, wenn er diesen Tag nicht zu Ende lebte. Denn so viel ich ihn kannte, würde er seine Drohung wahr machen und mit uns abrechnen, das heißt, uns ins Zuchthaus bringen!"

„Weshalb wollte er Sie ins Zuchthaus bringen?"

„Wegen einiger Erpressungen."

„Was wußten Sie von ihm, das ungesetzlich gewesen wäre?"

„Eigentlich nichts Bestimmtes. Aber er fürchtete sich vor dem Wort „London". Mein Vater hatte nämlich einmal an einem Tage, da ihn Herr Weddingen furchtbar zurechtgewiesen hatte, im Zorn gesagt: „Herr, Sie sollten nicht immer mit mir zanken, wenn ich einmal ein Glas über den Durst trinke. So ergeben, wie ich Ihnen bin, ist Ihnen keiner. Denken Sie nur an London!" Das habe ich mir gemerkt, und nach meines Vaters Tode haben meine Schwester und ich so manchen Tausendmarkschein aus ihm herausgeholt."

„Und nun erzählen Sie uns einmal der Reihe nach den ganzen Vorgang dieses Nachmittags in der Diele in „Waldfrieden"."

„Da ist nicht viel zu sagen. Die beiden erwarteten Herren kamen, ein blonder und ein schwarzer . . ."

„Der schwarze Herr war ich," unterbrach Wilkin zum ersten Male die Rede Strobels.

Strobel nickte.

„Ja, dieser Herr war bei Herrn Weddingen. Aber er geriet schon bei den ersten Worten mit ihm in heftigen Streit, sagte ihm etwas, worauf mein Herr nach seinem geliebten Spazierstock griff, um den Herrn damit zu treffen. In dieser Sekunde aber drückte ich los. Es trat dann alles so ein, wie ich es erwartet hatte. Die beiden Herren, zumal der blonde, liefen wie gehetzt davon. Ich nahm das Geld an mich und eilte zur Tür. Da wollte es der unglückliche Zufall, daß der junge Herr die Diele betrat. Ich warf das Geldpaket schnell wieder von mir, denn ich wußte nicht, wohin mit ihm in diesem Augenblick. Dann sah ich, wie der junge Herr — ich meine damit Herrn Edmund Weddingen — wie der junge Herr sich über seinen Vater beugte und versuchte, mit ihm zu reden. Es gelang ihm auch, aber, was er hatte wissen wollen, das hat er trotzdem nicht erfahren. Ich hätte ihm helfen können. Aber ich sagte nur, der alte Herr habe gesagt, dies sei Sündengeld und es müsse an seinen Herrn zurück!"

„Aber Erich Weddingen hatte diese Bemerkung doch niemals geäußert?"

„Nein. Aber sie paßte mir so in meinen Kram."

Nach diesen Worten legte sich der Kranke erschöpft in die Kissen zurück. Schwester Berta eilte hinzu und gab ihm einen Schluck Wein. Kommissar Stauffen aber fragte, ob er sich wohl genug fühle, um weiter zu sprechen, oder ob man das weitere auf morgen verschieben solle?

„Ich möchte heute alles sagen. Ich bitte nur um eine kleine Pause."

Nach etwa fünf Minuten, in welchen keiner der im Zimmer Anwesenden ein Wort gesprochen hatte, und man nur Dagoberts Füllfeder mit rasender Hast über das Papier gleiten hörte, richtete sich Strobel wieder in die Höhe.

„Fühlen Sie sich wirklich kräftig genug?"

„Ja, Herr Kommissar."

„Dann sagen Sie mir jetzt, warum Sie den Emil Gerlach ermordet haben?"

„Aus dem gleichen Grund. Des Geldpaketes wegen."

„Er besaß es doch gar nicht!"

„Aber ich wußte, daß er es erhalten sollte. Ich war nämlich am siebzehnten Mal in der Stadtwohnung von Herrn Weddingen, da sagte mir der Diener, daß Herr Weddingen mir etwas für Frau Vogel mitgeben wollte. Ich setzte mich auf einen Stuhl und hörte Herrn Weddingen ins Telefon sprechen: „Ich danke Ihnen sehr, Herr Gerlach, daß Sie mich angerufen haben, nun weiß ich doch endlich, wem ich das Päckchen mit den fünfzigtausend Mark geben soll. Auch einen Spazierstock soll ich Ihnen übergeben, sagte mein Vater vor seinem Verscheiden. Ich bin sehr froh, daß Sie mir Gelegenheit geben eine Pflicht zu erfüllen, die mich längst bedrückte und beunruhigte."

Strobel machte wieder eine kleine Pause. Der Kommissar ließ ihn ruhig gewähren.

„Das andere ist schnell erzählt," fuhr dann Strobel fort. „Ich suchte zu erfahren, wo Gerlach wohnte, und habe dann auch alles andere Wissenswerte vernommen. Gerlach war schwer leidend. Er wollte nach Nizza zur Erholung. Zwei Tage vor der Abreise mietete er sich mit diesem Herrn hier im Hotel Schwerin ein. Ich, meine Schwester und mein Schwager ebenfalls. Wir dachten schon, daß es vielleicht nötig sei, auch Herrn Wilkin . . . aber er verließ glücklicherweise in dieser Viertelstunde das Haus, als Herr Weddingen sich zu Gerlach begab, um ihm das Geld zu bringen. Kaum hatte Weddingen das Zimmer verlassen, da trat ich ein. Ich zeigte ihm einen Brief und fragte Gerlach, ob der Brief für ihn sei. Er betrachtete ihn unschlüssig und in diesem Moment drückte ich ab."

„Hatten Sie keine Furcht, daß man Sie hören könnte?"

„Doch. Aber es ist wider Erwarten gut gegangen."

„Hatten Sie den ermordeten Gerlach nicht erst gebeten, Ihnen das Geld freiwillig zu geben?"

„Nein. Denn kaum hatte er den Revolver in meiner Hand gesehen, da stürzte er auf mich zu, um ihn mir zu entreißen. Ich mußte abdrücken. Er sank gleich auf den Teppich nieder. Aber er hatte sich in meinen Haaren festgekrallt. Ich mußte, um los zu kommen, sogar ein Stück Kopfhaut lassen. Endlich war ich draußen im Flur. Da sah ich diesen Herrn Wilkin die Treppe herauf kommen. Ich versteckte mich, bis er im Zimmer war. Aber er hatte mich doch gesehen, denn er schaute nur ein Sekunde ins Zimmer, verstand, was vorgefallen war, und machte sich auf meine Verfolgung. Er hatte mich an diesem Tage nicht erwischt . . . Am Nachmittag telefonierte ich ins Hotel Schwerin und teilte meiner Schwester mit, daß wir uns am Bahnhof Zoo treffen wollten, um am nächsten Tage weiter zu fahren. Wir trafen uns und begaben uns dann in ein anderes Hotel. Aber da begann meine Kopfwunde so mörderisch zu schmerzen. Es stellte sich eine Blutvergiftung ein. Ich mußte ins Krankenhaus. Ich ging in das erstbeste Privatkrankenhaus und wurde dort sofort ins Bett gelegt . . . Das weitere kann Ihnen jetzt die Schwester sagen."

Schwester Berta berichtete nun mit ruhiger, klarer Stimme, wie man am zweiten Juni in vorgerückter Abendstunde einen Kranken mit einer sehr gefährlichen Kopfwunde eingeliefert habe. Durch einen besonders günstigen Zufall sei dieser Kranke in ihre Abteilung gekommen. Als sie seine Sachen in seinen Schrank legen wollte, fielen ein Pack Banknoten und ein Reisepaß auf den Fußboden. Sie aber hatte durch ihren Schwager Wilkin schon von diesem Geldpäckchen gehört.

Die Schwester machte ein Pause, und der Kommissar sah sie erwartungsvoll an.

„Sie haben dann das Päckchen unterschlagen?"

„Ja, Herr Kommissar. Nicht um es zu stehlen, sondern um meinem Schwager behilflich zu sein. Er versuchte, die Frankes aufzufinden, und als es ihm geglückt war, brachte er sie in meine Wohnung. Als Strobel außer Lebensgefahr war, brachten wir ihn ebenfalls hierher. Es war keine leichte Arbeit, dies zu bewerkstelligen. Aber es war eine fast unmögliche Aufgabe, Strobels Kopfwunde zu heilen. Doch sie mußte geheilt werden, damit der Verdacht des Mordes von dem ehrlichen Namen meines Schwagers genommen wurde."

Der Kommissar nahm Dagobert das Protokoll ab, las es Strobel und den Frankes vor. Sie erhoben keinen Einspruch und unterzeichneten es ohne jedes Widerstreben.

In dieser Minute läutete es heftig an der Tür. Es waren Beamte vom Polizeirevier, die Wilkin vorhin schon heimlich bestellt hatte.

„Entschuldigen Sie bitte, Herr Kommissar," sagte da Wilkin, „daß ich Ihren Anordnungen hier ein wenig vorgegriffen habe, allein, ich hatte den Wunsch, Sie noch einige Minuten hierzubehalten."

Erst, nachdem man Strobel für den ein Krankenwagen bereitstand, und die beiden Frankes fortgebracht hatte, nahm der Kommissar an dem Tische Platz und trank das Glas Wein, das Schwester Berta vor ihn hinstellte.

Dann aber sah er auf Wilkin und lächelte.

„Wollen Sie mir jetzt freimütig erklären, warum Sie nicht schon vor zwei Wochen zu mir gekommen sind, um mich über den ganzen Sachverhalt aufzuklären?"

„Ich wäre gern gekommen. Aber hätten Sie mir geglaubt? Nein, suchen Sie es nicht abzustreiten. Sie waren bis zu dem Bekenntnis Strobels von meiner Schuld überzeugt!"

„Alle Beweise sprachen gegen Sie."

„Und darum mußte ich alles daransetzen, um auf freiem Fuße zu bleiben. Denn sonst wäre es mir niemals gelungen, mich von dem fürchterlichen Verdachte reinzuwaschen."

„Da haben Sie schon recht."

„Und was beginnen wir jetzt?"

„Jetzt sitze ich bei Ihnen und trinke das Glas Wein, zu dem Sie mich eingeladen haben. Aber nun möchte ich auch von Ihnen eine Auskunft haben. Nachdem ich Sie persönlich gesehen habe, gibt es für mich keinen Zweifel mehr, daß nicht der ermordete Herr Gerlach, sondern Sie das Kind . . ."

„Meiner Mutter bin!" wollten Sie doch wohl sagen?"

„Ich möchte aber etwas mehr wissen."

„Bester Herr Kommissar, wenn ich es gewollt hätte, daß Sie mehr erführen, als ich Ihnen jetzt sage, dann hätte ich mich nicht nach „Waldfrieden" zu schleichen brauchen, um ein Papier zu holen, das weder für einen Lebenden noch einen Toten von Nutzen ist. Dann wäre Ihr armer Hund noch am Leben . . ."

„Kennt Herr Edmund Weddingen den Inhalt dieses entwendeten Papiers?"

„Nein. Es hätte auch keinen Zweck, seine Gedanken mit längst Vergangenem zu beschweren. Und damit keines anderen Menschen Auge das bewußte Papier erblickt . . ."

Erich Wilkin hatte das Papier, das er versteckt in der Hand gehalten, an einer Kerze entzündet, und es war verbrannt, ehe der Kommissar danach greifen konnte.

„Auch hier haben Sie mich überrumpelt," sagte Stauffen mit feinem Lächeln. „Aber ich glaube dennoch die Ursache zu kennen, die Sie so handeln ließ."

Wilkin trank sein Glas leer. Er war glücklich und zufrieden. Und indem er auf die Asche des Papiers blickte, das nachwies, daß ein Erich Weddingen vor 38 Jahren in London mit einer Murami Wilkin getraut wurde, obwohl er in Berlin schon eine erste Frau besaß, sagte er leise: „Lassen wir die Toten ruhen und schenken ihnen den Frieden, den sie vielleicht auf Erden nicht finden konnten."

Stauffen nickte zustimmend. Dann aber lächelte er. Soeben hatte er an Frau von Moers gedacht. Was würde die hübsche Hauptmännin sagen, wenn er ihr in den nächsten Tagen einen Besuch abstattete? Dann hob auch er sein Glas und trank es leer.

Spät am Abend saß er an seinem Schreibtisch und trug seinen letzten Fall in sein Merkbuch ein. Danach zog er einen dicken Strich. Nachher schrieb er etwas, das nur auf seinen „eigenen" Fall Bezug hatte. Es lautete: „Das Leben ist schön und es ist reich. Es ist wert, gelebt zu werden!

— Ende —